


Engels | Feddersen | Kaewnetara
| Krieger | Walz



Erlaubt, machbar, utopisch?

Aus dem Forschungstagebuch eines
Projekts zur klimafreundlichen Stadt

 oekom

1 – Erwartungen	7
Die Autor*innen	16
Kurzdarstellung: Das Projekt Climate Smart City Hamburg – Klimafreundliches Lokstedt	21
2 – Erlebnisse	27
Wir haben den Abend überlebt!	28
Das heißt Looooookstedt, nicht Lokstedt	34
Das passende lokale Wissen	40
Nur 30 Haushalte?	44
Lernen am Stammtisch	50
„Das ist für mich kein Klimaschutz“	56
Kommunikation ist Alles?!	62
„Hier dürfen wir nicht stehen“	70
Die Hierarchie der Sachmittel	76
Erlaubt, machbar oder utopisch?	80
Ohne die Alten <u>Alle</u> geht es nicht	88
Sein und Schein – durch den Profilierungswettbewerb zur Transformation?	92
3 – Erklärungen	97
4 – Ergebnisse	109

Erlebnisse

Dass die Erwartungen eben erstmal nur Erwartungen sind und nicht immer erfüllt werden, wurde uns im Laufe des Projektes an vielen verschiedenen Stellen bewusst. Handbücher über transdisziplinäre Forschung lesen und diskutieren ist eine Sache. Tatsächlich transdisziplinäre Forschung durchzuführen und zu erleben ist eine ganz andere Sache. Es gab viele Momente, bei denen wir unsicher waren, was eigentlich gerade passierte. Dabei war doch eigentlich alles klar! Wir kannten uns, je nach Person, mehr oder weniger mit den Grundlagen der transdisziplinären Forschung aus, hatten während des Antragsprozesses die eigene Position klargemacht und die der anderen zur Kenntnis und auch angenommen und waren höchst motiviert, endlich loslegen zu dürfen. Dabei hatten wir jedoch einen wichtigen Punkt vergessen: Es gibt nicht DAS transdisziplinäre Forschungsprojekt. Die Forschungsliteratur hatte uns zwar theoretisch auf die Arbeit vorbereitet und einige Einblicke in andere Projekte gegeben, aber ein ums andere Mal stießen wir in Lokstedt auf Situationen, die entweder nicht ganz mit unserem Fachwissen zusammenpassten, oder auf die uns die Literatur nicht vorbereitet hatte.

Damit sind unsere Erlebnisse eben auch nur kleine Einblicke in den Alltag EINES transdisziplinären Forschungsprojektes. Wir sind uns sicher, dass unser Buch einen guten Einblick in ein solches Projekt bietet und allen, die Ähnliches vorhaben, eine erste Orientierung bietet. Dennoch freuen wir uns darauf, ebensolche Überraschungen und Fehlritte von anderen zu lesen, wie auch wir sie erlebt haben.

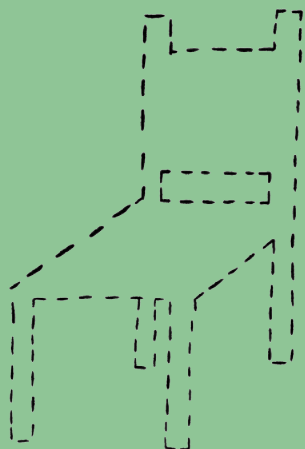
So zahlreich und unterschiedlich wie die Erwartungen der vielen Beteiligten sind auch die Erlebnisse während des Projektes, die in diesem Kapitel beschrieben sind. Wir haben zwar vieles gemeinsam erlebt, trotzdem spielt in den Gegebenheiten häufig die spezifische Position im Projekt der erzählenden Person eine zentrale Rolle. Um das nachvollziehbarer zu machen, ist jeder Episode ein Hinweis vorangestellt, aus wessen Perspektive geschrieben wurde.

Wir haben den Abend überlebt!

Anita Engels
Projektleitung

Der Austausch mit den Menschen vor Ort ist eigentlich der wichtigste Weg zum Erfolg von urbanen Transformationsprojekten. Aber wer sind diese Menschen überhaupt? Und wie bringt man sie dazu, sich austauschen zu wollen? Wir haben viele verschiedene Wege getestet, um Zugänge zu den Menschen vor Ort zu finden und ihre Ideen und Vorschläge für den Wandel im Stadtteil zu erfassen. Es schien naheliegend zu sein, in Lokstedt moderierte Abendveranstaltungen durchzuführen, in denen wir das Projekt jeweils präsentieren und möglichst viel Feedback einholen können. Gemessen an den 20 bis 90 Teilnehmer*innen, die wir damit jeweils erreicht haben, war der Aufwand für Planung und Vorbereitung der Abendveranstaltungen sicherlich sehr groß. Und auch finanziell stellten die Stadtteil-Veranstaltungen einen der größeren Posten im Projektbudget dar. Hätten wir den Aufwand nicht auch viel kleiner halten können? Das haben wir uns jedes Mal gefragt. Aber die Antwort war klar:

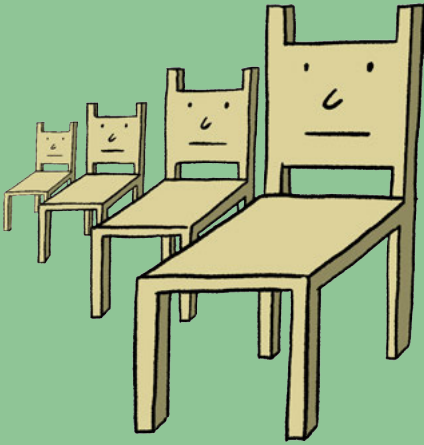
Nein, der Aufwand kann nicht groß genug sein, denn wir waren von Angst angetrieben. Und zwar nicht von einer Angst, sondern von einer ganzen Liste von Ängsten, z.B. von der Angst, dass



niemand kommt



zu viele
„Wut-Bürger*innen“
kommen



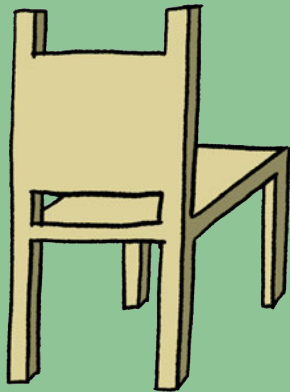
niemand reagiert und
wir vor einer schweigenden
Masse stehen



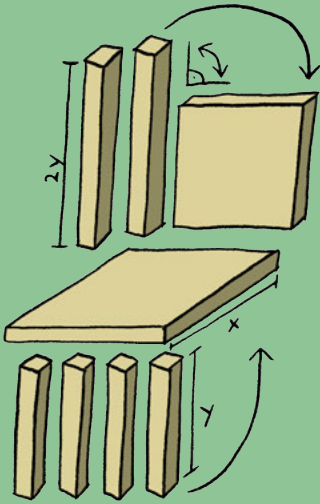
alle nur ihren
Frustr ablassen



1000 kreative Vorschläge
kommen, die wir alle nicht
umsetzen können



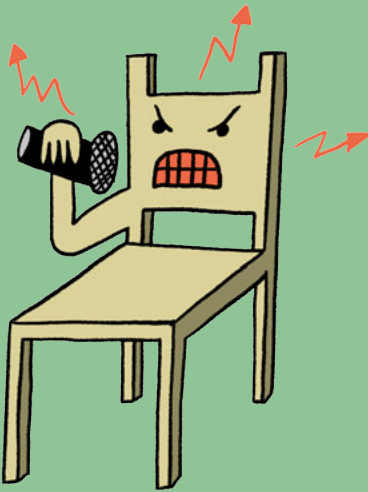
die Veranstaltung
von der Presse
ignoriert wird



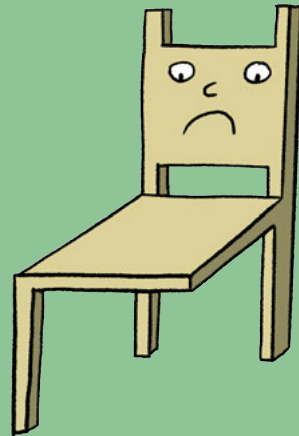
wir zu wissenschaftlich-
 technisch kommunizieren
 und abgehoben wirken



wir zu stark ver-
 einfachend kommunizieren
 und infantil wirken



wir schlechte
 Presse erhalten



Vertrauen
 verspielt wird.

Die Routinen einer wissenschaftlichen Konferenz sind uns sehr vertraut, aber die Abende in Lokstedt waren einfach eine neue Art von Herausforderung. So viel konnte schiefgehen, und die Risiken für den weiteren Projektverlauf schienen sehr groß. Wenn Lokstedt erst einmal über uns lacht, können wir als Projekt einpacken! Zumindest die Rahmenbedingungen sollten perfekt sein. Wir haben daher immer in einer Schule im Stadtteil getagt, um unsere lokale Einbettung zu betonen. Wenn wir Bier und Wein hätten ausschenken können, wären sicherlich noch mehr Menschen gekommen, aber weder geben das die Verwendungsrichtlinien her, noch will man als letzte Amtshandlung des Abends die Alkoholleichen aufsammeln oder diejenigen abschrecken, die aus den unterschiedlichsten Gründen keinen Alkohol trinken. Aber zumindest Snacks wollten wir anbieten, und zwar gesund, klimafreundlich und lecker. Nichts leichter als das, veganes und vegetarisches Fingerfood kann köstlich sein – und das Hamburger Studierendenwerk ist zum Glück inzwischen bekannt für tolle Angebote in dem Segment. Aber es durfte natürlich weder zu viel sein (Lebensmittelverschwendung geht gar nicht!) noch zu wenig (hungrige Mägen sind schlecht für den konstruktiven Austausch). Zwar haben wir jedes Mal intensiv im Stadtteil plakatiert mit Hinweisen auf die Abendveranstaltung, aber wie viele Menschen sich am Ende wirklich abends noch einmal aufrufen können, ist letztlich vollkommen unkalkulierbar. Also war die Dienstweisung an alle: zur Sicherheit ein paar Tupper-Dosen mitbringen...

Eine andere Herausforderung lag in der Moderation dieser komplexen Veranstaltung, die regelmäßig mindestens fünf verschiedene Teilpräsentationen enthielt sowie mehrere interaktive Elemente und möglichst viel Gelegenheit zum Feedback durch die Lokstedter*innen. Wie erreicht man, dass alle im Zeitrahmen bleiben, dass Verständnisfragen geklärt werden können und die Diskussionen in konstruktiven Bahnen verlaufen? Es war völlig klar, dass wir eine professionelle Moderation benötigen würde. Schließlich gibt es genügend erfahrene Menschen, die mit so etwas ihr Geld verdienen und die Untiefen von Veranstaltungen mit Bürger*innen sehr genau kennen. Zweimal haben wir uns auf eine externe Moderation eingelassen. Das bedeutet natürlich jedes Mal noch mehr Vorbereitung, denn auch professionelle Moderator*innen müssen ja überhaupt erst verstehen, worum es in dem Projekt geht und was die Konfliktlinien sind, die in den freien Meinungsäußerungen der Be-

teiligten aufbrechen können. Der erste Versuch war okay, aber nicht wirklich überzeugend: die Moderatorin fiel weder positiv noch negativ auf, war nett aber irgendwie unverbindlich. Der zweite Versuch ging gründlich schief: der Moderator hatte sich auf sehr heftige Konflikte und Vielredner*innen im Publikum eingestellt und legte ein gewisses Überengagement in der Kontrolle der Redebeiträge an den Tag. Im dritten Versuch wurde mit einem neuen Moderator ein noch größerer Aufwand im Vorfeld betrieben, um zu vermitteln, was wir uns wünschen und wie die Moderation sein soll: schwungvoll, kompetent, auf lokale Besonderheiten eingehend, alles im Blick behalten, zurückhaltend und nur im Notfall Grenzen setzend, aber auch jeweils neue Impulse gebend, wenn die Diskussion dahindümpelt. Wir waren nach den Vorgesprächen sehr zuversichtlich, beim dritten Versuch musste es einfach gut klappen. Leider kam sehr kurzfristig eine Absage des Moderators, der sehr hohes Fieber hatte. Einspringen musste die Projektleiterin - seitdem galt das Moderationsproblem als gelöst, wenn man vom Stresspegel der neuen Moderatorin absah. Eine Projektleiterin ist qua Amt Expertin, verfügt über viel lokales Wissen, kennt die Abläufe, hat die Projektziele im Blick und kann zudem eine neutrale Position im Konzert der Verbundpartner*innen und Bürger*innen einnehmen – läuft.

So haben wir uns jeweils durch die Abendveranstaltung gekämpft, geschwitzt und gebangt, Krisen bewältigt und Snacks gereicht und dabei tatsächlich jedes Mal sehr viele Inputs der Lokstedter*innen aufnehmen können. Der wichtigste Eindruck am Ende einer jeden Abendveranstaltung blieb aber dennoch ganz einfach: wir haben den Abend überlebt!

Das heißt Looooookstedt, nicht Lokstedt

Anita Engels
Projektleitung

Der Eindruck, den Außenstehende vom Stadtteil Lokstedt gewinnen, ist eher unauffällig. Es handelt sich um einen Stadtteil, der sich weder im Zentrum noch in Randlage befindet, der viel Wohnbevölkerung beherbergt, aber auch als Durchgangszone für Tagespendler*innen dient. Es gibt auf den ersten Blick weder architektonisch besonders herausragende Merkmale, noch finden sich Hinweise auf besonders geschichtsträchtige Orte. Dass jeden Abend die Tagesschau aus Lokstedt gesendet wird, weiß kaum jemand. Aus der reinen Forschungsperspektive heraus hätten sich vermutlich andere Stadtteile für ein transdisziplinäres Projekt zur klimafreundlichen Stadtentwicklung aufgedrängt: Stadtteile mit innovativen lokalen Initiativen, mit lebendiger Kreativwirtschaft, mit großen Konfliktpotentialen oder mit einem hohen migrantisch geprägten Bevölkerungsanteil. Lokstedt kann nichts von alledem in wirklich nennenswertem Maße aufweisen. Wer kennt überhaupt



Lokstedt? Nicht viele jedenfalls, wie wir schnell im Freund*innen- und Kolleg*innenkreis feststellten, sobald wir sagten, dass wir unser neues BMBF-Projekt in Lokstedt durchführen. Die bekanntesten Merkmale liegen genau jenseits der Grenze zu Lokstedt (das Universitätsklinikum UKE, Hagenbecks Tierpark); die Lokstedter U-Bahn-Haltestelle Hagendeel ist eine der am wenigsten genutzten U-Bahn-Haltestellen der Stadt¹. Außenstehende könnten tatsächlich meinen, dass es sich um einen gesichtslosen Stadtteil handelt, denn es gibt kein Zentrum, das den Charakter des Stadtteils prägen würde. Stattdessen wirkt der Stadtteil wie zufällig mit einer Linie umzogen; er geht nahtlos in die umliegenden Stadtteile über.

Aus der Sicht des Bezirksamtes und der Leitstelle Klima war Lokstedt sehr geeignet, um das Projekt zu beherbergen. Es handelt sich im Wesentlichen um Bestandsquartiere, was für die Transformation zur klimafreundlichen Mobilität, der Abfallwirtschaft und der Energieversorgung große Herausforderungen mit sich bringt. Außerdem konnte bereits an gewisse Vorerfahrungen mit Bürger*innenbeteiligung angeknüpft werden. Es hatte sich in verschiedenen Beteiligungsverfahren in der Vergangenheit bereits herausgestellt, dass sich die Bürger*innen von Lokstedt tatsächlich ein Zentrum wünschen – ein sehr nachvollziehbarer Wunsch, wie die erste große Fahrrad-Rundfahrt durch den Stadtteil zu Projektbeginn ergab.

Für uns warf diese „Gesichtslosigkeit“ zunächst ein ganz praktisches Problem auf. Aus der Literatur zu urbanen Transformationsprojekten wussten wir, dass das Ortsprinzip und die lokale Verankerung oft ausschlaggebend sind für die Bereitwilligkeit von Menschen, sich in Transformations-Diskussionen zu begeben und konkret über Wandel nachzudenken. Aber wie nutzt man das Ortsprinzip, wenn der Ort in der Wahrnehmung der Menschen anscheinend gar nicht richtig existiert? Wie motiviert man die Menschen vor Ort, sich für den Stadtteil zu interessieren, wenn sie keinen Bezug dazu haben? Wir begaben uns daher auf die Suche nach dem spezifischen Charakter, nach dem Besonderen, und fühlten uns wie Beauftragte für ein Stadtmarketing. Was uns bei dieser Suche schließlich geeignet erschien, war ein Wasserturm von etwa

¹ <https://www.abendblatt.de/hamburg/article216166255/So-viele-Fahrgaeste-nutzen-die-einzelnen-U-Bahn-Stationen.html>

Aber wie nutzt man das
Ortsprinzip, wenn der Ort in
der Wahrnehmung der Menschen
anscheinend gar nicht
richtig existiert?

Wie motiviert man
die Menschen vor Ort,
sich für den Stadtteil zu
interessieren, wenn sie
keinen Bezug dazu haben?

50m Höhe, der 1910 gebaut wurde und eine malerische Form aufweist. Dieser Turm könnte doch als Wahrzeichen gelten, oder? Was macht es schon, dass er in Privatbesitz ist und zu Wohnzwecken umgebaut wurde, er sieht immerhin gut aus... Von nun an zierte der Turm alle Produkte und Infomaterialien zum Projekt. Zur besseren Wiedererkennung des Teams im Stadtteil hatten wir sogar T-Shirts und Kapuzenpullover als Arbeitskleidung anfertigen lassen, die eine stilisierte Zeichnung des Turms auf dem Rücken aufwies. Wir glaubten, wir hätten das Gesicht des Stadtteils gefunden – oder zumindest dem Projekt einen lokal verankerten Wiedererkennungswert verpasst.

Im Laufe der vielen Gespräche und Veranstaltungen in Lokstedt mussten wir jedoch feststellen, dass der Stadtteil natürlich ganz und gar nicht gesichtslos war. Das fehlende Zentrum war nicht etwa Ausdruck einer fehlenden eigenen Geschichte, sondern das Ergebnis einer jahrzehntelangen autozentrierten Stadtplanung, die den alten Dorfkern zum Verschwinden gebracht hatte. Stattdessen zerschneiden mehrspurige Straßen den Stadtteil, die sich an einem unwirtlichen Verkehrsknotenpunkt kreuzen: Der Siemersplatz gilt seit Jahren als unerfreuliches Wirrwarr aus Fahrbahnen und Bushaltestellen, das für Menschen zu Fuß und auf dem Fahrrad extrem unangenehm und sogar gefährlich wirkt. Ganz in der Nähe des Siemersplatzes gibt es jedoch einen alten Dorfkern, und viele der gegenwärtigen Bewohner*innen hatten sich nicht einfach dafür ausgesprochen, ein neues Zentrum zu erhalten, sondern sie wollten den ehemaligen Dorfkern wiederbeleben. Die Grelckstraße, die diesen Kern bildete und wieder bilden könnte, ist Dreh- und Angelpunkt der lokalen Bemühungen um eine Verkehrsberuhigung, damit in zentraler Lage von Lokstedt wieder Raum zum Flanieren und Verweilen entstehen kann. Es handelt sich um eine schöne Straße mit altem Baumbestand und zum Teil sehr schönen historischen Gebäuden. Offensichtlich ist das Bild einer Flanier- und Verweildylle eine sehr bürgerliche Vorstellung, die eine spezifische Version der kulturellen Rückeroberung des öffentlichen Raums darstellt – in anderen Quartieren überwiegen vollkommen andere Perspektiven und positive Visionen für das, was eine Wohnumgebung attraktiv macht: Die Bewohner*innen von Hochhaussiedlungen unterscheiden sich in dieser Hinsicht typischerweise von den Besitzer*innen von einzeln stehenden Eigenheimen, und die Ideen von jungen Familien zur Steigerung der Attraktivität

des Stadtteils stimmen oft nicht mit denjenigen älterer Menschen überein, die andere Mobilitätsbedürfnisse haben. In einigen Quartieren von Lokstedt wurde besonders stark der Wunsch von älteren Bewohner*innen geäußert, an eine hanseatisch-gediegene Vergangenheit wieder anzuknüpfen. Erkennbar wurde dies immer wieder daran, dass ältere Bewohner*innen an unsere Stände oder zu unseren Info-Veranstaltungen kamen und mal nachsichtig, mal stirnrunzelnd darauf hinwiesen, dass es eigentlich „Loooooooookstedt und nicht Lokstedt“ heißen müsse, obwohl das heutzutage alle falsch mit kurzem „O“ aussprechen. Es ist wichtig, an das Ortsprinzip anzuknüpfen und die Transformationsideen des Projektes möglichst lokal herunterzubrechen – aber was den Ort ausmacht und wer bestimmt, was das spezifisch Lokale ist und sein soll, ist Aushandlungssache. Konflikte darüber sind eigentlich der Normalfall. Gerade bei Experimenten mit Verkehrsberuhigung finden sich z. B. sehr schnell unterschiedliche Positionen zwischen Gewerbetreibenden, Anwohner*innen und sonstigen Nutzer*innen eines Straßenzuges. Diese Unterschiedlichkeit und Konflikthaftigkeit sollte uns durch viele Projektphasen hindurch beschäftigen.

Das passende lokale Wissen

Franzi Krieger
studentische
Mitarbeiterin

Ein wesentlicher Bestandteil des Projektes ist der Kontakt zu den Bürger*innen vor Ort. Da niemand aus unserem Team aus Lokstedt kommt, mussten wir uns erst einmal behaupten, Kontakte knüpfen und vor allem: lokales Wissen erwerben. Auf unsere Ansprech-Frage No. 1 „Kommen Sie aus Lokstedt?“ bekamen wir das ein oder andere Mal die Gegenfrage: „Ja, und Sie?“. Darauf mussten wir alle natürlich mit einem Nein antworten und auf andere Weise deutlich machen, dass wir uns trotzdem im Stadtteil auskennen.

Wie wichtig das passende Wissen zur passenden Zeit ist, zeigte sich an einem Tag, an dem wir mit unserem Stand im Stadtteil standen und Ideen für die Nutzung des öffentlichen Raums einsammelten. Neben mir informierten Kolleg*innen eines Beteiligungsbüros die Menschen über anstehende Verkehrslabore in der Straße, in der wir uns befanden. Es war wieder einer



dieser frühmorgendlichen Wochenendtermine, also wunderte ich mich nicht allzu sehr, dass mein Kollege vom Bezirksamt noch nicht aufgetaucht war. Auf einmal fällt mir jemand auf, der der Kollegin vom Beteiligungsbüro mit zunehmendem Frust versucht zu erklären, wo er wohnt und was dort sein Problem ist. Die beiden sind über die große Straßenkarte gebeugt. „So, passen Sie auf, die Straße ist da hinten! Kennen Sie die etwa nicht?“ Offensichtlich kann die Kollegin die Straße nicht räumlich einordnen, versucht aber, sich im Gespräch zu halten und nennt den Namen einer Straße, die allerdings an der völlig falschen Ecke von Lokstedt liegt. „Nein! Das kann doch nicht sein, dass Sie das nicht wissen!“. Der Anwohner wird noch frustrierter. In der Annahme ich könnte helfen, mische ich mich ein. „Ach Sie meinen ...“. „Ja genau!“ Ich kann die Straße, von der er spricht, zuordnen und verweise auf die Schule, die sich ganz in der Nähe befindet. „Ja das ist doch da hinter der Schule. Kenn ich wohl, die Ecke.“ Er wendet sich wieder der Frau vom Beteiligungsbüro zu. „Sehen Sie. Ihre Kollegin hat was in der Birne, die weiß Bescheid!“ Sein Blick richtet sich auf mein Namensschild. „Sie kommen ja auch von der Uni! Das ist doch was!“. Die ganze Situation ist mir der Kollegin gegenüber sehr unangenehm, es bleibt mir jedoch keine Zeit, mich ihr zu erklären, denn der Anwohner wendet sich nun komplett mir zu und lässt sie links liegen. Ich kenne zwar den Ort, von dem er spricht, habe aber keine Ahnung von den Verwaltungsabläufen, die bei seinem konkreten Fall notwendig sind, und habe somit keine Lösung für sein Problem. Auf seine Frage, was ich denn in seiner Situation tun würde, kann ich lediglich antworten: „Ich würde mich ans Bezirksamt wenden“. Die Hoffnung, die er in mich gelegt hatte, verschwindet aus seinem Gesicht und stattdessen macht sich erneut Frustration breit. Beim Bezirksamt erreiche man niemanden und abgesehen davon sei überhaupt nicht ersichtlich, an wen man sich denn genau wenden solle. Ab jetzt drehen wir uns im Kreis. Ich habe keine Ahnung von seinem Problem und keine Ahnung, bei wem er sich konkret melden soll. Sein voriger Enthusiasmus über meine Uni-Zugehörigkeit schwindet weiter, je mehr ihm klar wird, dass ich ihm abgesehen von Ortskenntnissen nichts bieten kann. Nach einer halben Stunde sehe ich endlich meinen Kollegen vom Fahrrad springen. „Sorry! Ich habe verschlafen, aber jetzt bin ich bereit!“ Ich atme auf. „Das ist mein Kollege vom Bezirksamt. Der kann Ihnen bestimmt weiterhelfen!“.

Was war hier passiert? Diesem Lokstedter war vollkommen egal, in welcher Position ich oder die Kollegin vom Beteiligungsbüro waren, sondern, wer sich im Stadtteil auskannte und wer gerade das Wissen hatte, das ihm zur Beantwortung seiner Frage weiterhalf – ganz unabhängig davon, dass wir mit einer völlig anderen Fragestellung an dem Tag in der Straße standen. Mit dem lokalen Wissen über den Stadtteil hatten alle, die regelmäßig in Lokstedt waren, Vorteile gegenüber anderen Projektbeteiligten – unabhängig von der internen Projekthierarchie. Waren wir auch „nur“ als Hilfskräfte unterwegs, wurden wir kaum als solche wahrgenommen, und es erwies sich immer wieder als hilfreich, zu wissen, um welchen Ort es sich handelte, wenn es um Kleingärten geht, die abgerissen werden sollten, die Backstube zu kennen, die geschlossen wurde, oder eben den Siemersplatz. Letzteres Beispiel möchte ich einfach so stehen lassen - Menschen, die Lokstedt kennen, werden wissen, warum ich den Siemersplatz erwähne. Je mehr wir im Stadtteil unterwegs waren und Einzelheiten zu den lokalen Gegebenheiten lernten, desto präsenter wurden wir auch für die Leute. „Du bist zu spät!“ rief einmal ein Passant meinem Kollegen zu, der auf dem projekteigenen Lastenrad wie jeden Mittwoch Richtung Wochenmarkt raste, um wieder einmal Leute zu befragen.



In Städten gibt es viele Möglichkeiten für den Klimaschutz. Aber wie wird Klimaschutz in die Tat umgesetzt? Wer ist zuständig, wer muss mitmachen, wie schwierig ist es, wie kann die Umsetzung unterstützt werden? Um diese Fragen zu klären, werden häufig »Reallabore« durchgeführt, in denen Wissenschaftler*innen gemeinsam mit Verwaltung, Politik und der lokalen Bevölkerung Ideen entwickeln und konkret ausprobieren.

Wissenschaft kommt so aus dem Elfenbeinturm heraus und muss sich im echten Leben bewähren – was in der Theorie gut klingt, wird in der konkreten Umsetzung allerdings schnell kafkaesk. Das Ausprobieren scheitert oft an strikten Regularien, absurden Missverständnissen und dem Eigensinn der Beteiligten. Dieses Buch stellt mit einem Augenzwinkern Erfahrungen aus einem Reallabor vor, das von 2016 bis 2022 in Hamburg durchgeführt wurde. Der Blick hinter die Kulissen zeigt die skurrilen Herausforderungen – und liefert dennoch ein Plädoyer dafür, Reallabore für den Klimaschutz zu nutzen.

